

Nr. 274. Bromberg, den 30. November. 1934

Spuk in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Von der kleinen Lampe mit dem Fuße aus Onyx strömte ein behagliches Licht in den angenehm erwärmten Raum, lag als ein heller, gelblich-weiß leuchtender Kreis auf dem Tische und glitt, allmählich an Stärke verlierend, bis zu den fernsten Winkeln, ihnen sanfte, verhaltene Dämmerung gebend. Hinter den geschlossenen Wetterläden der beiden Fenster stand stille, schweigsame Nacht mit vielen Sternen und die schmale Mondsichel.

Heinrich von Treutlin und Karl Gunther saßen sich am Tische gegenüber und hielten „Kriegsrat".

„Ja, also, um auf den besagten Hammel zu kommen, mein Sohn: wir können diesen Zustand des Hineindösens in die Zeit nicht in Permanenz erklären, sondern müssen uns zu einem Entschluß aufraffen.

Wenn alles eben so gekommen wäre, wie wir es gewollt hatten, dann würden wir nun schon drüben sein und vielleicht die Wolkenkratzer anstaunen oder in der soundsovielten Straße nach einer Bleibe suchen. Da es aber anders gekommen ist, wie meistens in der Unzulänglichkeit dieses Daseins, sitzen wir in einem Hause, das nicht uns, sondern Gott weiß, wem gehört, essen geschenktes Brot und stehlen dem lieben Gott die Zeit. Drei Tatsachen, die auf Änderung dringen. Nun gib deine Weisheit zum besten, wie diese notwendige Änderung vor sich gehen soll."

Treutlin lehnte sich in den Armstuhl zurück, streckte die Beine behaglich dem verglimmenden Kaminfeuer entgegen und blickte Karl mit einem Lächeln, das gute Laune verriet, in das Gesicht.

„Meine Weisheit, Herr Major, hat uns die Suppe, an der wir essen, eingebrockt. Darum möchte ich lieber keine neuen Dummheiten machen, um das weitere Auslöffeln vorzuschlagen. Ich erkläre mich mit dem einverstanden, was zu tun Sie für gut befinden."

„Du verstehst es, dich mit salomonischer Weisheit aus der Affäre zu ziehen, und scheinst davon überzeugt, daß ich nicht imstande sei, auch Dummheiten zu machen. Und was sagst du, wenn ich dir nun verrate, daß ich etwas auf Lager habe, das vielleicht schon eine Dummheit ist? . . . Du siehst mich mit so merkwürdig verbrämten Augen an, daß ich von deiner vollständigen Ahnungslosigkeit überzeugt bin."

„Ich ahne nichts, Herr Major."

„Und versicherst mir damit indirekt, daß mein Vorhaben wirklich einer Dummheit gleichkommt; denn wenn es etwas Vernünftiges wäre, würde dich dein klarer Grips ahnungsvoll davon verständigen."

Treutlin wartete auf eine Entgegnung, trommelte mit den nervös gespreizten Fingern der Rechten den Präsentiermarsch und pfiff die Melodie leise durch die Zähne. Brach dann beides mitten im Takt ab und sagte lasch: „Also du verschweigst, bist überhaupt so komisch heute, so wie dieses Wetter, und hängst dich ins Schlepptau. Da will ich also reden." Aber er fand nicht sofort einen Anfang. Und die beiden Männer blickten sich eine ganze Weile still an, als suche jeder von ihnen die Gedanken des anderen zu erraten.

Über Treutlins sich entspannende Züge glitt ein gequältes Lächeln. „So, wie es bisher in unserer Generalversammlung zuging, nämlich, daß keiner mit der Sprache rauswill, geht es nicht weiter. Ich will dir kurz und bündig folgendes zur Kenntnis geben: wir wollen unseren Plan, nach dem Dollarlande auszuwandern, aufgeben und in diesem Hause bleiben, das ich zu kaufen beabsichtige . . . . Hm, verstanden, mein Lieber?"

Karl schwieg und starrte Treutlin mit weitgeöffneten Augen an. Eine fahle Bläße lag auf seinem schmalen Gesicht. „Herr Major!" sagte er endlich nur.

„Ja, Herr Major, du bist verrückt geworden. Komplett! Ins Narrenhaus gehörst du, Heinrich Treutlin . . . Nicht wahr, so ungefähr wolltest du doch weiterreden? Du kannst es ruhig sagen. Mach also aus deinem Herzen keine Mördergrube."

Karl rang mit sich. Seine Züge schienen verzerrt. Wie kam es, daß, doch gar nicht hierhergehörend, das Bild Antje Düllingsens vor ihm stand, und daß aus ihren blauen Augen ein merkwürdig fragendes, kühlspöttisches Lächeln kam. Oder war es ein solches, dem ein Locken und ein Abweisen zugleich eigen schien? Und was trieb ihn, um dieses Hineinzuckens einer völlig abseits liegenden Sache willen, endlich zu sagen: „Ich sehe in diesem Plan keinen Zweck, Herr Major, und möchte abraten."

„Na ja, endlich! Warum nicht gleich! . . . Ich muß dir bekennen, daß es mir genau so geht, wie dir: ich sehe nämlich auch keinen Zweck. Ich begutachte meinen Plan sogar als hirnverbrannte Idee eines unnormalen Individuums. Und trotzdem schlage ich seine Durchführung vor!"

Treutlin atmete tief, als wisse er sich von einer Last befreit. Und mit leisem, versonnenem Sprechen, das nicht aus ihm, sondern aus einer fremden Unwirklichkeit zu kommen und an niemand gerichtet schien, fuhr er fort, wie abwesend auf den Bücherschrank starrend: „Es ist wie ein wunderlicher Zwang in mir. Ich habe das unbestimmte Gefühl, hier bleiben zu müssen. Daß wir dieses Haus fanden, betrachte ich nicht als blinden Zufall. Nein, nein! . . . Kismet!" Er machte eine Pause, sah Karl an. „Oder willst du nicht bleiben — willst du allein nach Amerika?"

Ein vorwurfsvolles Aufleuchten in einem weitgeöffneten Augenpaar war stumme Antwort.

„Nun ja, meine Frage war . . . blödsinnig." Des Sprechenden Hand legte sich mit besänftigendem Druck auf Karls Schulter. Blieb dort eine ganze Weile. „Sei mir nicht böse, Karl!"

Treutlin hatte seinen alten Platz wieder eingenommen. Er verschränkte die Arme über die Brust und schlug ein Bein über das andere. „So, Karl. Im Plan wären wir einig. Die praktische Durchführung wäre das nächste. Sie erscheint mir vorläufig noch wie ein siebenmal versiegeltes Buch. Das Haus zu kaufen, denk ich mir nicht unmöglich, wenngleich es mit meinen Finanzen nicht weit her ist.

Schließlich schenkt man uns die Heideburg. Oder ob das Gericht solcher großmütigen Tat nicht fähig sein würde? Aber wenn wir es nun haben sollten? Was dann? Wie wollen wir das mit dem bißchen Leben machen? Düllingsen kann uns doch nicht für ewige Zeiten in Menage nehmen."

„Das geht natürlich nicht", warf Karl in Hast ein . . . „Das muß sobald als möglich aufhören."

Treutlin sah überrascht auf. Das hatte so geklungen, als sehne sich Karl nach dem Befreitwerden von einer Last. „Man scheint dich schief anzusehen, wenn du mit dem Querbeutel kommst?"

„Das nicht, Herr Major . . . Aber! . . ."

„Nun ja, nett ist es auf keinen Fall, den Bettelmönch zu machen. Wir werden uns auch so schnell wie möglich von dem trefflichen Düllingsen und seiner Antje zu emanzipieren suchen. Wir werden Heidebauern werden. Buchweizen und Hafer säen, Kartoffeln pflanzen. Ein Schwein füttern. Und so weiter."

„Und so weiter. Schön. Also, ich füttere das Schwein, melke die Ziege und so weiter. Und du wirst der Minister für die auswärtigen Angelegenheiten."

Ein Lächeln glitt um Karls Mund und erstarb sofort wieder, um einem tiefen Ernst Platz zu räumen.

Treutlin beobachtete die schnelle Veränderung im Mienenspiel seines Getreuen und wußte nicht recht, was er davon halten sollte. Er mußte daran denken, daß er schon seit Tagen still und wortkarg war und daß seine ganze Art den Anschein erweckte, als ob er in irgendeiner seelischen Angelegenheit nicht mit sich ins Reine käme. Galt die Mißstimmung dem mit ihm, Treutlin, geschlossenen Pakt? Machte er sich etwa heimliche Vorwürfe, in einen Handel gewilligt zu haben, der sich — denn das war doch nicht zu leugnen — von Tag zu Tag immer mehr nach der ungünstigen Seite verschob und sich, um das Kind beim richtigen Namen zu nennen, als ein regelrechter Reinfall erwies?

Treutlin wollte klar sehen, wollte Gewißheit haben und begann, wie zu sich selbst sprechend, ein stilles, gemächliches Erzählen. „Ein Rückblick ist immer gut. Heute abend, wo wir einer Entscheidung für die Zukunft in die Augen sehen müssen, glaube ich ihn ganz besonders berechtigt. Und wenn ich nun in aller Kürze Ereignis an Ereignis reihe, wie war es dann? . . .

Unser liebes altes Regiment war schon in Westfalen aufgelöst. Wir beide fuhren zusammen nach Berlin. Dort wollten wir uns trennen. Hatten uns schon Lebewohl gesagt. Deine Reise sollte zu den Deinen gehen. Ich begab mich in die Pension am Kurfürstendamm, in der meine . . . in der die Frau, die mir am Altar den Treueschwur geleistet hatte, während des letzten Kriegsjahres wohnte . . . Und . . . ja . . . Karl . . . das Nest war leer . . ."

„Herr Major, warum erzählen Sie das alles", warf Karl ein, sich umsonst fragend, was zu dem Aufsagen der alten, wohlbekannten Dinge Veranlassung geben mochte. „Sie regen sich nur auf."

Treutlin hob die Hand. „Nein!" sagte er scharf. „Das habe ich zum letzten Male heute nachmittag getan, als du drüben in Hovening warst. Da hatte es mich unversehens, heimtückisch überrumpelt. Wenn ich jetzt mit dir spreche, dann ist das nicht viel anders, als wenn ich eine ganz gleichgültige Sache erwähne. Also laß mich nur!"

Er hatte sich zu einem langsamen Auf- und Abschreiten erhoben und hielt den Kopf beim Weitersprechen hart in den Nacken gelegt. „Also wie gesagt: Das Nest war leer. Und ich bekam von der Pensionsinhaberin einen elenden Wisch in die Hand gedrückt, der die Mitteilung enthielt, daß man es vorgezogen habe, mit einem anderen auszurücken. Und am Schlusse die dringende Aufforderung, eine Nachforschung als nutzlos zu unterlassen." Treutlin pflanzte sich breitbeinig vor dem Kamin auf, legte die Hände auf den Rücken und starrte die gegenüberliegende leere, der Bilder beraubte Wand an, als müsse er dort die Lösung eines Rätsels suchen.

Endlich sprach er weiter. Im Anfange abgehackt, mit dem Ausdruck kämpfend, erst allmählich in das still fließende Erzählen zurückfindend. „Ich begriff nicht: Warum ich bis auf die Schmarre im Gesicht die vier Jahre lang durch alle Hexensabbate der Trommelfeuer und Sturmangriffe gekommen war, um nun daheim seelisch gemordet zu werden. Denn das war ja doch Wahnsinn!

Nun ja, Karl, und dann kamst du noch einmal vom Stettiner Bahnhof zu mir nach dem Kurfürstendamm zurück, weil du meinen Kofferschlüssel in der Tasche behalten hattest. Und dann bist du nicht wieder gegangen. Auf Grund gleicher oder doch wenigstens ähnlicher Erfahrungen, denn dir war ja schon 17 dein Mädchen untreu geworden und hatte dir armem Luder einen reklamierten Kriegsschieber vorgezogen, schlossen wir eine Schicksalsgemeinschaft, sagten den Weibern für immer Haß und Verachtung an, und gelobten uns, zusammenzubleiben.

Wir stürzten uns in das Baltikum-Abenteuer, kamen marode zurück. Mein Familiengütchen bei Bromberg hatte inzwischen Polen eingeheimst. Es ekelte uns an, wie es in Deutschland zuging, und wir hatten vor, ihm den Rücken zu kehren. Aber der Gedanke, daß es trotz allem unser Vaterland sei, und daß wir mit ihm durch dick und dünn müßten, ließ uns bleiben. Wir versuchten, uns durchzuwürgen. Du fandest in Berlin einen Hausknechtsposten, und ich wurde Stadtreisender für eine Zigarrenfabrik. Wir wohnten in der Motzstraße in einer Bodenkammer. Dann haben wir, als man uns als Hausknecht und Zigarrenreisender nicht mehr haben wollte, noch dies und das angefangen. Und als wir wieder einmal auf dem Trockenen saßen, hatte ich das unverschämte Glück, die kleine Erbschaft zu machen. Sie reichte für zwei Plätze auf der „Columbia" und für ein Stück Siedelungsland oder sonst etwas jenseits des Wassers, das wir nun zwischen uns und Deutschland zu bringen entschlossen waren."

Treutlin zog die Uhr und kam der Lampe näher. „Mitternacht ist vorüber, Karl. Die Zeit ist uns bei meinem Erzählen durchgegangen . . . Die Pointe muß aber nun doch heran. Denn sie ist die Hauptsache, weil sie meinem Gerede, das ja eigentlich überflüssig gewesen ist, weil uns beiden alles längst bekannt war, die Entschuldigung anfügen soll. Wenn du auf unser Zusammensein zurückblickst, dann würdest du nirgends einen Aufstieg sehen. Du bist mit mir zusammen immer mehr bergab gekommen. Es ist uns nichts geglückt. Nun haben wir es soweit gebracht, daß wir das Gnadenbrot eines Heidebauern essen und wie Eulen in einem verlassenen Hause wohnen — in dem wir bleiben wollen — ohne Realitäten für die Zukunft. Karl, laß mich ganz offen zu meiner Pointe kommen: Du hast mich damals nicht verlassen wollen. Nun frage ich dich als ehrlicher Kamerad: Meinst du, daß es für dich noch irgend welchen Zweck hat, bei mir zu bleiben, oder hältst du es für besser, dich von mir zu trennen? Karl, antworte mir als ehrlicher Kamerad: Willst du lieber fort oder willst du es noch weiterhin mit mir zusammen versuchen?"

Karl war aufgestanden und hatte beide Fäuste gegen die Tischkante gestemmt. Ein Zucken lief über sein Gesicht. „Herr Major", würgte er heraus, „muß ich Ihnen wirklich noch sagen, noch einmal sagen, was ich will? . . . Ich wäre mit Ihnen über das Meer gegangen. Ich bleibe mit Ihnen auch in Deutschland. Selbst in diesem Hause — wenn es sein muß."

Treutlin streckte ihm beide Hände hin. „Es muß sein, Karl. Ich weiß nicht warum, aber es muß . . . Schlag ein, Vielgetreuer! Wir bleiben Schicksalsgenossen."

Und nun hielten sie sich fest an den Händen.

*

Der alte Amtsgerichtsrat Dibelius hatte während seiner langen Praxis schon viele Menschen wunderlicher Art kennen gelernt und krause, verschrobene Dinge erlebt. Aber was ihm heute begegnete, das setzte doch wohl allem die Krone auf.

Er lächelte nachsichtig, wie man über ein törichtes Kind zu lächeln pflegt, als Heinrich von Treutlin sein Anliegen vorgebracht hatte, nahm umständlicher, als es sonst seine Art zu sein pflegte, eine Prise.

Heinrich von Treutlin räusperte sich nach einer Weile des Wartens und stieß das scheinbar zum Stillstand gekommene Uhrwerk an. „Sie haben mich doch verstanden, Herr Amtsgerichtsrat? Oder darf ich wiederholen?"

Konrad Dibelius winkte abwehrend mit der mageren, blaugeäderten Rechten. Und ein nachsichtiges Lächeln spielte um die schmalen Lippen. „Ich habe durchaus verstanden, mein lieber Herr von Treutlin. Sie wollen sich erkundigen, ob eine Möglichkeit besteht, das im Grundbuche von Hovening, Blatt 67, Parzelle 19, eingetragene Grundstück des ver-

schollenen William Smith, gebürtig in Kentucky im Staate Virginia, käuflich zu erwerben. Hm, ja! . . . Wenn ich Ihnen, mein sehr verehrter Herr von Treutlin, darauf nicht sofort eine klare, juristisch einwandfreie Antwort gab, so ist dieser Umstand darin begründet, daß der Fall juristisch noch nicht genügend geklärt ist. Außerdem, und das, was ich Ihnen noch sagen möchte, dürfen Sie mir nicht übel nehmen, hat mich Ihre Erkundigung einigermaßen in Verwunderung gesetzt, weil ich nicht verstehe, daß Sie dieses Haus kaufen wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch die Schorfheide.

Von Eva Oehlschläger, z. Zt. Hubertusstock.

Die großen Wallfahrten nach der Schorfheide haben immer mehr nachgelassen; heute darf man nur noch mit besonderer Erlaubnis des preußischen Ministerpräsidenten das Naturschutzgebiet betreten. Nach Hermann Görings Ansicht muß das Gebiet der Schorfheide geschützt werden, damit der Tierbestand richtig gehegt werden kann. Der Ministerpräsident ist den Förstern ein wahrer Freund und Helfer geworden.

Im früheren Jagdschloß des ehemaligen Kaisers wohnen jetzt für gewöhnlich Jagdgäste.

Bei meinem ersten Besuch komme ich gerade hinzu, wie auf einem einfachen grünen Leiterwagen der Staatssekretär des Ministerpräsidenten, ein Oberlandesforstmeister und ein Revierförster zur Fütterung fahren. Es ist derselbe einfache Leiterwagen, mit dem auch Hermann Göring seine Fahrten ins Gehege unternimmt. Hans, das Pferd, das einst von Zigeunern gekauft wurde, kennt ohne Führung die Wege durch den Wald der Farne und Baumriesen. Nixe ist eine kleine, schwarzseidenhaarige Dackelfrau, die auf meinem Schoß sitzt. Förster Lindner plaudert mit einem pfiffigen Lachen aus der Schule: „Nicki ist ein großer Strolch. Gehen wir auf Saujagd, so treibt Nicki alle Sauen auf meinen Stand, und die Gäste haben das Nachsehen, daher muß ich den Herrn Ministerpräsidenten stets auf meinen Stand nehmen."

Fünfhundertjährige Eichen wechseln mit Buchen, Kiefern und Wacholderbäumen ab. Vorbei fahren wir am Hochstand Hindenburgs. Der Förster weist darauf: „Hier schoß der liebe alte Herr vor zwei Jahren seinen letzten Hirsch."

Plötzlich flattert ein Kranich vor uns her, aufgeregt, immer ängstlicher schallt sein Ruf durch den Wald. Nach einer Weile verläßt er uns. „Was hatte das Tier?"

Herr Lindner erklärt: „Er wollte uns von seinen Jungen ablenken, die müssen hier ganz in der Nähe sein."

Auf hohen Kiefern haben Fischadler und Seeadler ihr Nest. In einer tiefen Mulde äsen die Hirsche. Ein Rudel von fast fünfzig Hirschen setzt sich in Bewegung, bald sind wir von den Tieren dicht umkreist. Und sie haben sogar Namen. „Sehen Sie dort, der heißt Hans, und diesen hier wird wohl der Ministerpräsident in diesem Jahre schießen." Einer berührt mit seinem Geweih unseren Wagen, er neigt das stolze Gehörn vor uns tief zur Erde. „Na nun verbeug Dich noch einmal, mein Fürst", fordert ihn der Förster auf.

Schließlich hat das Tier keine Lust mehr, sich immerzu vor Menschen zu verbeugen; mit einem ärgerlichen Gurgelton richtet es seine großen Augen auf uns, da liegt auch schon die Kartoffel vor ihm auf der Erde. Der Förster schüttet die Kartoffeln im Fahren aus. Ein Bild heiligsten Friedens.

„Diese Stunde liebt der Ministerpräsident." Des Försters große blaue Augen schauen einem Hirsch zu, der sein Geweih mit unendlicher Grazie fegt. „Göring ist ein Mensch mit sehr tiefem Gefühlsleben. In der Natur verraten sich ja die meisten Menschen."

Langsam zottelt Hans durch Waldwiesen und Wälder. Ein Rudel Damwild, darunter ein weißer Schaufler, flüchtet ins Dickicht. Laut schreiend suchen die Kitzen nach der verlorenen Mutter. Der Abend senkt sich mit tiefen Schatten über die Erde. Durch die Bäume grüßt Schloß Hubertusstock. Rechts auf einem Ahornweg steht die von Königin Luise gepflanzte Eiche und links ein kleiner Tempel; er umschloß früher einen gehörnten Siegfried, der dann von Marxisten zertrümmert wurde.

Im Wirtschaftshof wird Hans ausgespannt. Müde trabt er in den Stall. Nixe kuschelt sich schnell in ein Kissen. Früh gehen auch wir schlafen. Um drei Uhr morgens befinden wir uns schon wieder auf einem Pirschgang. Aber nicht zum Jagen. „Man muß nicht immer schießen, wenn man durch den Wald geht, das neue Jagdgesetz hat manchem das Handwerk gelegt", spricht mit Wärme der Förster. Die Morgendämmerung verdrängt die letzten Sterne. Das Wild zieht von der Aesung zum Waldrand, lechzend nach den ersten Sonnenstrahlen, die das feuchte Fell erwärmen sollen. Wohlig reckten sich die Hirschleiber, restlos glücklich scheint die Tierwelt den neuen Tag zu begrüßen.

Vertraulich ist das Wild nicht mehr, wir sind zu Fuß, und da ahnt es Gefahr. Einige Meter vor uns huscht ein Dachs über den Weg, und zwei Füchse spielen am Waldrand, fröhlich heben sie die Lunte, bis sie Menschen wittern. Ein Eichelhäher, der Polizist im Walde, warnt das Wild mit lautem Ruf. Durch die von der Morgensonne bestrahlten Birken quirlen und singen die ersten Vögel. Durch wildsauverwühlte Erde wandern wir zum Wisentgehege. Vergnügt suhlen die riesigen Wolltiere im Sand. Im 240 Morgen großen Zuchtgehege treiben sich zwei reinblütige dunkelbraune Stierbullen zwischen vier weiblichen Bastarden, die sich durch ziegenartige Bärte abheben, einher. Die schwarzen Bastarden haben ein Drittel Bisonblut in sich und ein Drittel Wisentblut, soll festgestellt sein. „Iwan der Schreckliche", der früher Schalk hieß und erst von Hermann Göring seinen neuen Namen erhielt, wirkt wie ein alter böser Mann mit furchtbar grimmigem Gesicht. Drei Bastardstiere kauen friedlich in einem besonderen Gatter.

Um den echten Wisent zu erhalten, gilt es aus den noch vorhandenen Tieren wieder aufzuzüchten. Nach Ansicht der Fachleute können nach fünfundzwanzig Jahren echte Wisente vorhanden sein. In Familien leben die Wisente zusammen. Ihre Halsknurrlaute wirken fremdartig. Unter ihnen leben einige asiatische Pferde aus dem Berliner Zoo sowie zwei Wildpferde aus Westfalen, aus dem Wildpferdegebiet des Herzogs von Croy.

Elche leben im Sumpfgebiet, drei davon stammen aus Schweden. Schwer liegen die breiten Schaufelgeweihe beim Aesen an der Erde. Leicht knacken bei drohender Gefahr die sprungbereiten Hufe. Mit einem seltsam starren Blick betrachtet das Tier die Menschen. Langsam erhebt es sich zuerst mit den Hinterhufen, dann mit den Vorderhufen und stolz wendet es sich zur Seite.

Inmitten dieser weltfernen, erhabenen Natur liegt eine tapfere Frau im deutschen Wald. Schutzpolizisten bewachen Tag und Nacht Hermann Görings Heiligtum und sein Heim, das im schwedischen Stil ungemein geschmackvoll wirkt. Ein SA-Mann mit seiner Frau sorgen für Ordnung, wenn der Ministerpräsident abwesend ist. Zehn Hunde werden verpflegt, darunter ein herrlicher Neufundländer, dessen Fell weicher Seide gleicht. Der hübsche Kerl ist ein Geschenk des Führers. Und ist Mauzi, Görings kleiner Löwe, nicht auf Reisen, so tapst er friedlich umher, bis der Ministerpräsident wieder einmal mit dem kleinen Wollpelz spielt.

Der Mann, der im Himmel war . . .

Von Peter Bamm.

In Newyork lebt zurzeit ein Mann, der die Aufmerksamkeit der Philosophen sowohl des alten wie des neuen Kontinents verdient. Er heißt John Bolger und ist der einzige Mensch auf der Erde, der imstande ist, die Gefühle zu beschreiben, die der Mensch hat, wenn er in den Himmel kommt. Er ist dazu imstande, weil er etwas erlebt hat, was beinahe dem gleichkommt, in den Himmel zu kommen. John Bolger war arbeitslos. Er glaubte, alles versucht zu haben, was ein Mann von dreißig Jahren versuchen kann, um Arbeit zu bekommen. Er hatte keinen Erfolg. Er glaubte sich von seinem Glück verlassen und beschloß, diese unfreundliche Erde zu verlassen. Er kletterte auf eine Brücke der Newyorker Hochbahn, die über eine belebte Straße hinwegführte, und sprang von dieser Brücke auf die Straße hinunter. An dieser Stelle pflegen die Schriftsteller die Bemerkung hinzuzusetzen, daß der von ihnen schriftgestellte Mann während seines Falles sein Leben noch einmal an sich vorbeiziehen sieht. Ich glaube nicht, daß das für gewöhnliche Menschen zutrifft. Nur für Schriftsteller trifft es zu. Sie sehen alle ihre schlechten Bücher noch einmal an

sich vorüberziehen und diese ihnen von den Göttern auferlegte Strafe ist entschieden gerecht. John Bolger empfand gar nichts, als den unerhörten Krach Newyorks. Aber er war ein geübter Schwimmer, und so versuchte er ganz unwillkürlich, mit einigermaßen korrekter Haltung durch die Luft zu fliegen. Das hatte zur Folge, daß er auf dem bequemen Rücksitz einer wunderbaren Limousine neben einem bezaubernden Engel landete.

Ohne Zweifel muß John Bolger zunächst angenommen haben, daß er im Himmel gelandet sei. Ach, wer das Herz dieses Mannes in diesem Augenblick hätte betrachten dürfen.

Auch der Engel war verdutzt. So romanisch die Amerikanerin von Natur auch ist, ein Mann, der so geradeswegs vom Himmel fällt, kann keine Begeisterung, sondern höchstens Verblüffung hervorrufen.

John Bolger war sich nicht darüber im klaren, ob er sich vorstellen müsse, einfach, weil er nicht wußte, ob das im Himmel üblich sei. Und in der Tat, auch der gelehrteste Theologe hätte ihm nicht sagen können, welcher Manieren man sich im Himmel zu befleißigen hat. Durch Johns fixes Gehirn schoß natürlich auch sofort der Gedanke, sich mit dem Engel ad hoc zu verloben. Ein verblüffter Gegner ist leicht zu besiegen. Aber John, der keinen Teufel auf der ganzen Welt fürchtete, war doch durchaus im Zweifel, ob man sich mit einem Engel im Himmel verloben könne. Ob der Engel englisch sprach?

Schließlich siegte in seinem bewegten Herzen die Schüchternheit des wahren Gentleman. Er zog verlegen seine Kappe und stieg an der nächsten Straßenkreuzung aus. Während er im Gewühl verschwand, wurde ihm langsam klar, daß er immer noch auf Erden war. Nach zehn Minuten stand er wieder an der Brücke, von der er soeben heruntergesprungen war. Er betrachtete sie lange und nachdenklich, um endlich still von dannen zu schreiten. Ein kurzer Aufenthalt im Himmel genügt offenbar, um es auf Erden wieder eine Weile aushalten zu können.

Die Küsse werden kühler.

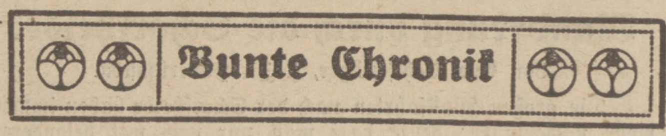
Von **Otto Hennies.**

Wieder einmal ist der Technik eine Tat gelungen, für die ihr viele Menschen dankbar sind. Sie geschah auf dem Gebiete der Schnellphotographie. Man weiß, daß hier bereits erstaunliche Erfolge erzielt wurden. Die Zahl der in einer Sekunde zu erzeugenden Bilder scheint ins Riesenhafte zu wachsen. Und nun hat man diese neuen Errungenschaften auch in den Dienst des Films stellen können.

Man kann es dem Kinobesucher nicht verübeln, wenn er mit Vorliebe von der heiteren Seite des Lebens Kenntnis nimmt. Der Alltag ist trübe genug. Also freut man sich gern über das sogenannte „Happy End", das so oft verspottete „Glückliche Ende", und dazu gehört natürlich auch der grandiose Schlußpunkt, der alle Jünglings- und Mädchenherzen höher schlagen läßt — der Kuß nämlich, der die zueinander strebenden Liebenden nach all den vielen Irrungen und Wirrungen für immer vereint.

Aber so schön ein solcher Kuß auch auf der Flimmerwand aussieht, so zweifelhaft ist das Vergnügen, das die in diesem Augenblicke so beneideten Schauspieler empfinden. Diese Szenen gehören nämlich zu den anstrengendsten überhaupt. Allerdings nicht im Hinblick auf die dabei erforderliche Leidenschaft. Ach nein, da sind andere Dinge anstrengender. Die ganze Kraft der riesigen Jupiterlampen ist nötig, um einen Kuß in das richtige Licht zu setzen. Die Stellung der beiden verliebten Köpfe zueinander ist da von höchster Wichtigkeit. Keiner darf den anderen in den Schatten stellen. Die Schulter des Mannes darf die Nase des Mädchens nicht verdecken. Das feurige Auge darf nicht in Nacht versinken. Alle die verschiedenen Arten von Lampen müssen zu Hilfe eilen und die Gesichter der Liebenden umringen. Eine ungeheure Masse von Licht fällt herein. Aber auch eine ungeheure — Hitze! Es schmilzt die Schminke auf der weichen Wange der Frau, und es schmilzt der weiße Kragen des Mannes. Schweißtropfen quellen aus der Haut hervor und rinnen in Bächen über das Antlitz. Ach nein, ein Vergnügen war es nicht, eine Kußszene darzustellen. Denn man brauchte um so mehr Licht, je zärtlicher man sich zeigen wollte. Und das wollte man doch . . .

Aber das war einmal. Die neue Zeit — sie sei gelobt und gepriesen! — hat Wandel geschaffen. Die Küsse sind kühler geworden. Nicht etwa wegen der Sachlichkeit. Nein, die gehört schon nicht mehr zur neuen Zeit. Aber der Elektriker brachte Rettung. Die Schnellphotographie ist so weit gediehen, daß man die Menge des beim Kuß erforderlichen Lichts wesentlich ermäßigen konnte. Damit hat auch die Hitze nachgelassen. Die Liebenden brauchen nicht mehr zu schwitzen, wenn sie einander küssen. Es ist nun ein reines Glück. Auch für die Helden der Flimmerwand.



Eine Fliegerschule für — Strauße!

Die Strauße, die größten Vögel der Welt, können bekanntlich nicht fliegen. Sie besitzen zwar Flügel, doch sind diese so verkümmert, daß sie niemals ausreichen würden, um die riesenhaften Tiere in die Luft zu tragen. Die Wissenschaft hat nun festgestellt, daß die Strauße ganz früher, in vorgeschichtlichen Zeiten, einmal fliegen konnten — sonst hätten sie nicht ihre heute verkümmerten Flügel. Nun will man versuchen, die Tiere in der Art wieder aufzuzüchten, daß ihre Schwingen kräftiger werden und sie allmählich das Fliegen wieder lernen. Zu diesem Zweck hat man auf einer Straußenfarm in der Umgebung von Kapstadt eine Art Fliegerschule für Strauße eingerichtet. Hier werden zunächst diejenigen Tiere zur Züchtung ausgewählt, bei denen die Flugmuskulatur noch am stärksten entwickelt ist. Gleichzeitig lernen die Strauße fliegen. Das wird auf die Weise gemacht, daß man ihnen kleinere und allmählich größere Hindernisse entgegenstellt und sie dazu anhält, diese zu überspringen — unter Zuhilfenahme ihrer Flügel. Je größer die Hindernisse sind, um so mehr versucht das Tier instinktiv, die Flügelkraft zuhilfe zu nehmen. Dadurch soll allmählich die Flugmuskulatur gekräftigt werden, und man hofft, daß die Strauße so mit der Zeit das Fliegen wieder erlernen werden.

*

Eine Schule mit 140 Klassen.

Eine der größten und modernsten deutschen Berufsschulen, an deren Bau mit Unterbrechungen fast sechs Jahre gearbeitet wurde, konnte jetzt in Dresden eingeweiht werden. Die „Horst Wessel-Schule" hat 140 Klassen mit ungefähr 3600 Schülern, einen Festsaal für 600 Personen, zwei große Lehrsäle und 37 Unterrichtszimmer verschiedenster Art. Auch Werkstätten, Brausebäder, eine umfangreiche Bibliothek und Aufenthalts- und Speiseräume sind in diesem Komplex mit einbegriffen. Das Arbeitsbeschaffungsprogramm von 1933 erst ermöglichte die beschleunigte Fertigstellung des imposanten Baues.

*

Ein ausgestopftes Reh als Köder.

Ein ausgestopftes Reh diente dieser Tage als Köder, um zwei seit langem gesuchte Wilddiebe einzufangen. Schlesische Forstbeamte waren schon wochenlang zwei Wilderern auf der Spur, die es aber stets verstanden, sich durch die Flucht mit einem Motorrad der Verhaftung zu entziehen. Nun hat man ihnen eine Falle gelegt, in die die Verbrecher auch prompt hineingingen. Ein Reh wurde ausgestopft, an einer günstigen Stelle aufgestellt, und mehrere Forstbeamte lagen im Hinterhalt, um die Wilderer auf frischer Tat zu ertappen. Richtig wurde auch auf das Reh geschossen. Es stürzte, da man sinnreich eine Schnur daran befestigt hatte, durch die es nun zu Boden gezogen wurde. Kurz darauf pirschten sich die beiden Wilddiebe an ihre Beute heran und wurden dabei von den Beamten verhaftet.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.